

## 1. Heimat, o du schöne Heimat

Ja, es stimmte, wenn ich irgendwo das Gefühl von Heimat verspürte, dann hier an diesem wunderschönen Ort. Das wurde mir jedes Mal wieder aufs Neue bewusst, wenn ich mich im Pueblodorf der Apatschen aufhielt.

Der Fluss schimmerte silbern frühmorgens kurz nach Sonnenaufgang und erhellt durch sein glitzerndes Spiel jedes Herz und jedes Gemüt. Die Sonne schien zu dieser Tageszeit bereits sehr intensiv und ließ die letzten Tautropfen in der Wärme des Morgens verdunsten.

Es war noch ruhig im Dorf, vereinzelt aber gingen schon Squaws hinunter zum Ufer, um Wasser zu holen, und die Wächter legten noch voller Eifer einige Holzscheite ins große Lagerfeuer. Seit meiner Blutsbrüderschaft mit Winnetou, dem Apatschenhäuptling, war ich bei seinem Stamm mehr zu Hause als irgendwo anders auf der Welt.

Wir waren die Nacht durchgeritten und standen nun auf der Anhöhe oberhalb des Pueblos. Es waren mittlerweile drei Wochen vergangen, seit wir unsere Heimat für Friedensverhandlungen zwischen zwei verfeindeten Stämmen verlassen hatten. Unsere Freundschaft war für manche sture Häuptlinge wegweisend. Ein roter und ein weißer Mann, die gemeinsam gute Taten vollbrachten und Blutsbrüder waren – dieses Beispiel zeigte, dass ein gemeinsames Leben möglich war, wenn nur jeder ein kleines bisschen auf

den anderen zugehen wollte. Winnetou stellte bei einem Treffen der Häuptlinge oft nur die Frage:

„Wenn Weiß und Rot in Frieden leben können; warum kann es Rot mit Rot nicht?“

Bei manchen reichte alleine diese Frage, damit die Sturheit einen Riss bekam. In diesem Fall ging es um die Stämme der Chumash und der Cahuilla, die an der Küste des Pazifischen Meers einen lang andauern-den Krieg führten.

Als wir von der Anhöhe hinabblickten zu den Apatschen, lächelte mein Blutsbruder, denn er freute sich sehr auf die Heimkehr.

„Mein Bruder Scharlih weiß, dass ich immer wieder gerne nach Hause zurückkehre, denn dort ist es am schönsten“, sagte er zu mir. Dieser Aussage konn-te ich nur voll und ganz zustimmen, denn, wie bereits erwähnt, das wunderbare Gefühl, daheim zu sein, kannte ich in jener Zeit nur bei den Apatschen.

Meine Freunde, die man auch das Kleeblatt des Wil-den Westens nannte, Sam Hawkens, Dick Stone und Will Parker, hatten einige Zeit auf uns im Apatschen-pueblo gewartet, waren dann aber aufgebrochen, um nordwärts nach Wyoming zu reiten. Ein Flusshändler hatte den dreien erzählt, dass dort tüchtige Führer für einen Siedlertreck nach Oregon gesucht wurden, weil die beiden ursprünglich dafür angeworbenen von Cheyenne-Indianern erschossen worden waren. Die drei fühlten sich sogleich angesprochen von der Aussicht auf eine lange Reise voller Abenteuer und

brachen deshalb unverzüglich auf, um sich in Fort John zu melden. Zu jener Zeit war man im Wilden Westen mit einem Treck viele Monate unterwegs, bis man endlich sein Ziel erreichte.

„Unser Greenhorn wird sich nach seiner Rückkehr sicherlich auch mal eine Zeit lang ohne uns zurechtfinden, wenn ich mich nicht irre“, hatte Sam Hawkens zu seinen Freunden gesagt. Mit „Greenhorn“ hatte er natürlich mich gemeint, es war seine liebevolle Art, mir zu zeigen, dass ich ihm wichtig und ans Herz gewachsen war.

Die Apatschen teilten uns am Tag unserer Heimkehr mit, dass wir unsere drei Freunde um gerade einmal einen halben Tag verpasst hatten. Das war zwar schade, doch war ich mir sicher, dass sie uns irgendwann wieder über den Weg laufen würden. Aber niemals hätte ich gedacht, dass das so schnell der Fall sein sollte.

Inzwischen hielten wir uns seit zwei Tagen im Pueblodorf auf, ich hatte mich von den Strapazen erholt und war guter Dinge, aber Winnetou umfing diese Traurigkeit, die ihn immer befiehl, wenn sich der Todestag seiner Schwester und seines Vaters ankündigte.

„Mein Bruder Winnetou, lass uns in die Prärie reiten und die Baumanns besuchen“, sagte ich deshalb zu ihm, um ihn ein wenig abzulenken, aber er wollte mit seiner Trauer lieber allein sein.

„Nein Scharlih, bitte lass mir die Zeit der Trauer um meine Schwester und meinen Vater.“

Und da ich seine Bitte sehr gut verstehen konnte, gab ich ihm diese Zeit auch.

Seitdem wir Blutsbrüderschaft geschlossen hatten, versuchte Winnetou mir etwas beizubringen, weil er mich zu einem noch besserer Westmann machen wollte. Gleichzeitig aber strebte er auch danach, meine kulturellen Gepflogenheiten näher kennenzulernen, obwohl er in seiner Kinder- und Jugendzeit durch den weißen Lehrmeister Klekih-petra schon ein großes Maß an Bildung mitbekommen hatte. Lesen und Schreiben, die Grundlagen der Mathematik, verschiedene indianischen Dialekte sowie die spanische und englische Sprache waren Wissen und Fertigkeiten, die mein Bruder Winnetou bereits nahezu perfekt beherrschte.

In dieser Zeit seiner Trauer verhielt es sich aber oft so, dass er sich in seine Kammer im Pueblo zurückzog, um seine Gedanken, Sinsprüche und Weisheiten aufzuschreiben. Der Satz „*Es ist besser, ein Unrecht zu erleiden, als eines zu begehen*“, stammt aus der Zeit der Trauer in jenen Tagen.

Natürlich wusste ich, dass er dabei am liebsten allein blieb, aber auch, dass ihn sein Weg wieder zu mir führen würde, wenn es ihm besser ging. Also hatte ich kurzerhand Kato-che mitgenommen, damit er mich in der Kunst des Bogenschießens unterwies. Kato-che war der Sohn des Medizinmanns Katomata und einer der besten und tapfersten Krieger der Apatschen. Ohne seine geduldigen Übungsstunden hätten meine Pfeile wohl sogar eine Pueblowand ver-

fehlt. Mit seiner Unterstützung aber war ich zu einem sehr guten Bogenschützen gereift und es gab wohl nur zwei Apatschen, die treffsicherer waren als ich: meinen Blutsbruder Winnetou und meinen Lehrmeister Kato-che.

Er erlegte einen rasenden Büffel so, dass kein Einschussloch im Fell des Tiers zu erkennen war, mit zwei präzisen Schüssen genau in die Augen, und das aus fast 100 Metern Entfernung. Über Kato-che wurden voller Ehrfurcht viele spannende Geschichten an den Lagerfeuern der Stämme erzählt. Junge Krieger verehrten ihn und eiferten ihm nach, egal ob ihr Stamm den Apatschen feindlich oder friedlich gesonnen war. Man gab ihm viele Namen, so war er bei den Sioux „die rechte Hand Manitou“ bei den Utahs und Arapahos aber „Büffel-Tod“. Er war das indianische Sinnbild eines exzellenten Bogenschützen.

Aber er war nicht nur mein Lehrmeister, sondern auch mein Freund, so wie er Winnetous Freund war. Die beiden hatten in etwa das gleiche Alter. Er war kein Mensch, der sich gerne in den Vordergrund spielte, er war loyal seinem Häuptling gegenüber, sehr ehrlich, auf das Wohl der Seinigen bedacht und hatte bescheiden einen Platz im Stammesrat der Apatschen inne.

Trotz seiner Bescheidenheit war er jedoch ein stolzer Krieger, der mit seinem glänzenden schwarzen Haar und seinem typisch nach Apatschenart bestickten Lederhemd eine durchaus respekt einflößende Erscheinung darstellte. Wenn ich heute so daran

zurückdenke, war die gemeinsame Zeit mit Kato-che eine große Bereicherung für mein Leben.

Nur mit Pfeil und Bogen bewaffnet, machten wir uns für zwei Tage auf, um meine Technik zu verbessern. Die erste Lektion war, im seichten Wasser des Flusses die Fische für das Abendessen zu erlegen. Keine leichte Aufgabe, aber wenn man weiß, wie man es anstellen muss, ist die Ausbeute reichlich.

Als wir später am Lagerfeuer unsere Beute brieten, folgte die zweite Lektion, nämlich nachts nur nach Gehör zu schießen. Meine Pfeile mussten wir am nächsten Tag oft lange suchen, seinen Pfeilen aber folgte stets unmittelbar nach dem Abschuss der Todesschrei eines Tiers. Er hatte nicht nur die Augen eines Adlers, sondern dazu auch noch die Ohren einer Fledermaus. So war unser Frühstück in Form von Hasenbraten, Klapperschlange oder Rebhuhn jeden Tag gesichert, wir mussten die Tiere am Morgen nur noch aufsammeln. Da Winnetou nicht mit uns auf die Jagd gehen wollte, ritten nur wir beide für zwei Tage weg. Nach unserer Rückkehr würde Winnetou wieder der Alte sein und seine tiefe Trauer für ein weiteres Jahr beendet haben.

Die erste Nacht lagerten wir an einem Fluss, am Verde-River an der Gabelung zum Gila River, wo wir bereits früher Fische geschossen hatten. Der Platz lag etwas versteckt, so wie Winnetou mir es beigebracht hatte.

„Mein Bruder sollte einen Lagerplatz immer so wählen, dass er zwar alles überblicken, aber nur sehr

schwer entdeckt werden kann“, trichterte er mir immer ein, und diese Lektion hatte sich bereits mehr als einmal bewährt.

Auf einer Seite befand sich eine Felswand mit einem leichten Überhang, damit wir vor möglichem Regen und Wind geschützt waren, was an diesem Tag auch sehr wichtig zu sein schien, da der Grand Canyon-Wind vom Norden her ziemlich kräftig wehte. Er war zudem noch so laut, dass es fast unheimlich war, als er um Mitternacht plötzlich komplett verstummte. Ich lag bereits auf meiner Decke, während Kato-che noch ein paar dicke Äste ins Feuer legte, als er plötzlich innehielt und flüsterte:

„Leise! Meine Ohren hören etwas, das wie ein schmerzverzerrtes Winseln klingt.“

Sofort schnappten wir unsere Bögen, schnallten die Köcher mit den Pfeilen um und machten uns auf den Weg in Richtung der Laute. Es war eine klare Nacht, in der Mond und Sterne so hell am Himmel leuchteten, dass es für uns einfach war, den richtigen Weg zu finden. Wir gingen einige hundert Meter durch den Wald, bis zu einer Lichtung, auf der zwei große Birken standen. Ich kann den Ort noch so genau beschreiben, weil ich in den vergangenen Jahren noch einige Male an diesem Platz gewesen bin, um zu jagen. Ich möchte nicht behaupten, dass ich mit verbundenen Augen durch die Wälder streifen konnte, aber wir kamen ohne irgendwelche Probleme schnell voran. Eine große Hilfe war uns dabei, dass zwischen den beiden Bäumen die Reste eines

Lagerfeuers in den letzten Zügen brannten. Als wir nur noch ein paar Meter davon entfernt waren, sahen wir den Ursprung des Wehklagens. Wir erkannten die Umrisse eines Menschen, der hinter den Flammen an vier Pflöcken am Boden gefesselt lag. Weil das Licht durch das abnehmende Feuer nur sehr schwach war, legte Kato-che herumliegende Äste nach, und als der Bereich dadurch wieder gut erhellt wurde, erkannten wir in dem Menschen einen unserer guten Freunde.

„Will, was ist passiert?“, rief ich. „Warte, wir binden dich los!“

Es war Will Parker, der mit Sam Hawkens und Dick Stone aufgebrochen war, um den Siedlertreck nach Oregon anzuführen. In seiner Brust klaffte eine tiefe Wunde, die nur von einem Messer stammen konnte. Als Will mich erkannte, lächelte er schwach und fiel dann in Ohnmacht. Erst da wurde mir bewusst, dass es höchste Zeit gewesen war, dass wir ihn gefunden hatten. Um Will herum waren süße, saftige Honigwaben und zerlegte Hasenteile ausgelegt, um Bären und andere wilde Tiere anzulocken. Damit sie selbst noch rechtzeitig wegkamen, hatten die Banditen das kleine Feuer entfacht, da wilde Tiere die Flammen fürchteten. Erst wenn das Feuer niedergebrannt gewesen wäre, hätten Bären, Wölfe oder andere Raubtiere den gefesselten Will bei lebendigem Leib zerfleischt. Bereits eine Stunde später wäre für ihn wohl jede Hilfe zu spät gekommen.

Kato-che eilte schnell zurück zu unserem Lagerplatz und holte die Pferde sowie unsere Sachen. Mein

Rappe Hatatitla erkannte sofort, dass er sich nun anstrengen und zwei Menschen tragen musste. Will war immer noch bewusstlos und so banden wir ihn an mir fest, als ich bereits im Sattel saß. Unser Ausflug hatte ein jähes Ende gefunden. Sicher verschnürt ritten wir langsam und vorsichtig zurück ins Pueblo-Dorf. Dabei war es von großem Vorteil, dass die Pferde der Apatschen so gut dressiert waren, vor allem mein Hatatitla. Da ich Will stützen und zeitweise auch halten musste, hatte mein Pferd die Führung übernommen. Wie so oft war ich auch diesmal auf seinem Rücken so sicher aufgehoben wie in Abrahams Schoß. Erst als wir im Pueblo angekommen waren, öffnete Will endlich die Augen und flüsterte mit belegter Stimme:

„Wasser, bitte gebt mir Wasser.“

Nachdem er einige kleine Schlucke genommen hatte, fiel er wieder in einen tiefen Schlaf, der, von unverständlichem Fiebergebrabbel und Schmerzenslauten begleitet, fast bis zum Abend dauerte. Winnetou ließ sofort den Medizinmann und eine Squaw holen, die sich um Will kümmern und ihn pflegen sollten. Da erst sahen wir neben der tiefen Wunde in der Brust die blutigen Striemen am Rücken und blau-grüne Hämatome im Bauch- und Lendenbereich. Die Schnittwunde war besorgniserregend entzündet und eiterte bereits. Sein Körper war von der Sonne so sehr angesengt worden, dass ich einen schlimmeren Sonnenbrand mit solch blutroter Haut und riesigen Blasen noch nie gesehen hatte. Seine Lippen waren völlig ausgetrocknet und rundherum aufgeplatzt. Er

musste mindestens einen halben Tag lang in der prallen Sonne gelegen haben.

Wir ließen ihn fortan nicht mehr aus den Augen. Es war uns klar, dass wir, sobald uns Will endlich berichten konnte, was passiert war, sofort aufbrechen mussten, um Sam und Dick zu retten. Denn unsere beiden Freunde hätten Will niemals im Stich gelassen, wenn sie nicht selbst in großen Schwierigkeiten steckten.